

Andrzej Bobkowski, für die polnische Literatur durch seine Pariser Kriegsmemoiren 1940–1944 unsterblich geworden («Wehmut? Wonach zum Teufel?», Hamburg: Rospo 2000, siehe auch Auszüge in den ANSICHTEN 1998), emigrierte 1948 aus Frankreich nach Guatemala. Getrieben von einer beispiellosen Entschlossenheit, das vom Kommunismus und intellektueller Lähmung bedrohte Europa zu verlassen, begann Bobkowski dort ein neues »anti-intellektuelles« Leben als Modellflugzeugbauer und Händler. Die Gründe für sein geradezu obsessives Verhältnis zu Europa und den europäischen Intellektuellen der Nachkriegszeit legt er in Fragmenten aus dem Tagebuch seiner Reise nach Mittelamerika offen (erstmalig veröffentlicht in TYGODNIK POWSZECHNY 1948) sowie in der Korrespondenz mit dem KULTURA-Herausgeber Jerzy Giedroyc. Letzterem war es vor allem zu verdanken, dass Bobkowski bei all seinen finanziellen wie politischen Sorgen in der neuen Heimat auch hin und wieder zur Feder griff. Sein literarisches und publizistisches Werk, verstreut auf den Seiten der Pariser KULTURA, ist dem deutschen wie dem polnischen Publikum immer noch weitgehend unbekannt. Mit den beiden folgenden Beiträgen wollen wir Bobkowskis außergewöhnliche Beobachtungsgabe und brillante Urteilsfähigkeit unter Beweis stellen.

ANDRZEJ BOBKOWSKI

Aus dem Reisetagebuch

SCHEIDEN

Paris, Montag

Es begann. Jetzt aber wirklich. Seit dem frühen Morgen zogen Koffer und Reisekisten in unseren »Salon« ein, und das Packen begann. Noch bis gestern erschien mir das unmöglich. Erst dieses Rad!

Ich setzte mich heute auf die geliebte Karre, die mich im Verlauf dieser Jahre durch drei Viertel von Frankreich geführt hat und der ich verdanke,

dass ich dieses Land beinahe genauso lieben gelernt habe wie mein eigenes, und fuhr auf ihr ein letztes Mal durch »meine« Straßen, um sie – zu verkaufen. Tief in meinem Inneren heulte ich wie ein junger Hund. Mir schien, dass auch das Rad unter mir jaulte, obwohl ich es bis zuletzt sehr gepflegt hatte. Und doch schienen im Scheppern der Kette und im Ticken des Freilaufs irgendwie leise Worte des Vorwurfs mitzuschwingen.

Ich überquerte Plätze, schlüpfte in Straßen, auf der Flucht vor den Autos, und hatte dabei die am Weg liegenden Weinstöcke im Blick, bedeckt von Auguststaub, das kühle Grün der Pyrenäen und Alpen, das Saphirblau und Smaragdgrün der beiden Meere. Die Namen von Städten und Städtchen, einzigartig, von unaussprechlicher Schönheit, riefen sich hartnäckig in Erinnerung, als wollten sie mir zum Abschied sagen: »Erinnerst du dich?« Ich erinnere mich und werde euch nie vergessen. Auch alt und blind werde ich euch an eurem Geruch erkennen. Keine Bange. Bei all meinen Streifzügen war nicht das »Dorthin« am schönsten, sondern stets das »Zurück«. Und je weniger man euch in Prospekten zu schätzen weiß, umso mehr liebe ich euch. Keine Angst, kleines Gruissan, Aschenbrödel Narbonnes, mit der endlosen Steppe deiner Strände, dem heißen »Circius« und der Symphonie der Stechmücken, die zu jeder Dämmerung gespielt wird. Ich kehrte schon einmal zu dir zurück. Verzweifle nicht, bescheidenes Anglet, unablässig überdröhnt von Biarritz. Ich werde zurückkehren und wieder den Kopf auf die roten Nadeln deiner Wälder betten, so heiß und so stickig, auf den Sand, so weiß wie Weizenmehl. Ich werde euch alle erkennen. Ich werde zu diesen Tausenden von Freunden zurückkehren – zu den Kilometerposten mit ihren roten Mützen, die für die Menschen, die in das Fahren verliebt sind, immer ein Märchen zu erzählen wissen. Und auch sie habe ich lieb gewonnen. Die *nationales* – breit, gerade, glänzend, wie Spiegel aus Asphalt, in denen ich mich tagelang betrachten konnte. Und enger und kurviger – die *départementales*. Und ihnen folgt dann der Gedichtband der kommunalen Landstraßen, staubig, versunken in die Musik der Felder und überall Weintrauben oder Feigen oder, bescheidener, auch Brombeeren anbietend. Sie sind immer großzügig, und auf ihnen spürte ich Frankreich am stärksten. Sie umgarnten mich und verwickelten sich zu Knoten, die man nicht durchhauen kann.

Nun werde ich schon bis zum Schluss zwischen der Prosa des Wegfahrens und der Lyrik des Abschiednehmens hin und her schwanken. Alle beide sind sie jedoch gleich saftig. Ich hab 7500 Silberlinge für das Fahrrad in der Tasche, sitze auf der Terrasse eines Cafés, trinke schon den zwei-

ten doppelten Rum und schaue in die Röhre eines Boulevards wie in ein Kaleidoskop. Ich kenne die Anordnung dieser bunten Glasstücke auswendig, die sich hier immer ähnlich und doch immer anders zusammenfügen. Werde ich genug Mut haben, genug Kraft? Ich kann Hamlet nicht ausstehen und glaube, dass man ihn endlich einmal in einer guten Inszenierung so richtig lächerlich machen müsste, doch in diesem Moment spüre ich, dass sogar dieses kalte, unsympathische Gehirn, mit einer gewissen Sympathie betrachtet, allmählich wie ein malträtiertes Herz aussieht. Das ist fast so, als würde man einen teuren Brief oder die Fotografie einer geliebten Person in kleine Stücke zerreißen.

Garçon – remettez! Auch der Rum »Negrita« ist ein alter, erprobter Freund. Ich verstehe Proust. Jetzt, gerade jetzt würde ich mich ins Zimmer einschließen und schreiben. Ich würde noch einmal mit der Beschreibung der Weintrauben, deren Saft mir beim Sonnenaufgang durch die Kehle rinnt, des Rums in Carcassonne, der Grillen in der Camargue ganz tief eindringen, bis auf den Grund. Ich würde über alle diese Kleinigkeiten, Sekundenbilder schreiben, die das wahre Leben ausmachen, wie es mein Leben hier war. Um Dank abzustatten. Wie soll ich beweisen, dass ich zum Abschied die Hand zusammen mit dem Herzen reiche?

Ich packe nur Bücher ein, der Rest kümmert mich nicht. Ich lege sie in die Reisekiste und die Koffer, nehme sie mit, und doch scheint mir, als wäre dies ein Abend des Abschieds von Balzac, Flaubert, Goncourt (eigentlich nur Jules), Gautier und – auch sie würde ich am Ende einladen – Madame Sand. Von France, Daudet, Le Bon. Ha, beinahe hätte ich ihn vergessen: und von Napoleon. Natürlich. Da ist er, im dicken Band der Bulletins. Meine Koffer-Salons platzen an diesem Abend aus den Nähten, eine ganze Schar großer Freunde wandert umher, ich wechsle mit jedem von ihnen ein paar Worte, umarme ihn und weise ihm einen Platz an. Werden sie dort genauso lebendig sein wie hier? Wird es dort nicht mehr nur ein Lesen ihrer Bücher geben, statt nutzloser Gespräche? Hier habe ich mit ihnen überall geplaudert, ganz ungezwungen. Mit Camille Desmoulins beim Palais Royal, mit Flaubert über unsere Epoche (pessimistisch), mit Le Bon über Frankreich (der einzige Franzose, der weiß, worum es wirklich geht), mit Bainville über die Deutschen, mit Custine über Russland – das zaristische natürlich. Ich habe achteinhalb Jahre verplaudert. Und was nun? Briefe schreiben? Um die Wahrheit zu sagen, hab ich ein wenig Angst, dass ich dort eines Tages gezwungen sein könnte, Luftpostpapier zu kaufen, eine dieser entsetzlichen Federn zur Hand zu nehmen, gefüllt mit irgendei-

ner »weit reichenden« Schmiere, und den Brief zu adressieren: M. Honoré de Balzac, 47 rue Raynouard, Paris 16-e. Und ich werde keine Antwort bekommen, weil Honoré schon keine Briefe mehr schreibt. Man kann sich mit ihm nur mehr unterhalten, und das ausschließlich hier. Er wandert bis zum heutigen Tag durch die Straßen, sucht auf den Geschäftsschildern nach Namen für seine Personen, fährt aufs Land und in die Provinz.

Ja – letzte Gespräche. Das Fenster steht offen, eine Pariser Juninacht, stets ein wenig schlampig gekleidet und schmutzig wie eine Concierge, schlapft über den Hof und über die Dächer. Die Party dauerte bis drei Uhr morgens.

[...]

Paris, Donnerstag

Am Nachmittag kollektive Verabschiedung von Freunden in einem Café. Hoffnungslos. Statt zu reden, wäre es besser, gleich einen Brief an die Person zu schreiben, die einem gegenüber sitzt. Wenigstens verspürte man einen Kontakt. In den Gesprächen zwischen dem, der in »wilde Länder« (die Europäer glauben jetzt, ausgerechnet jetzt, dass alles außerhalb Europas wild ist. Eine gefährliche Abweichung) reist, und den Zurückbleibenden gibt es eigentlich kein Leben mehr. Uns trennt bereits ein Ozean, nicht bloß der kleine Tisch. Sie glauben, dass ich eine schreckliche Dummheit begehe, wenn ich wegfahre, und ich bin andererseits sicher, dass sie dasselbe tun, indem sie dableiben. Ein ruhiges Gespräch: Kommst du mit fischen? Ich kann nicht, weil ich schon fischen geh.

Abends kommt Robert mit seiner Frau. Franzosen. Wir unterhalten uns so, als sollten wir am Sonntag zu ihnen zum Mittagessen kommen. Wie in all diesen Jahren. Ihnen wurden Kinder geboren, wir waren Taufpaten, die Kinder wurden größer, wir wurden älter (nicht sehr). Das geht unmerklich vorbei. Das spüren wir jetzt. Der Krieg, die gemeinsame Arbeit, die Kriegsferien zusammen. Immer einander nahe, aber immer *amis*, das heißt, steig nicht über den Zaun, *pelouse interdite*. Franzosen.

Es schlägt zwölf. Sie steht auf, ungezwungen, und öffnet ihre Handtasche. Undeutliche Worte. Sie nimmt ein goldenes Medaillon mit dem Hl. Christophorus heraus und beginnt zu weinen. Wir drücken uns aneinander und umarmen einander. Für all diese Jahre. Das ist unsere erste Umarmung und die letzte. Franzosen.

Cannes, Sonntag

Halbdunkel im Zimmer der Pension, weil die Fensterläden geschlossen sind. Draußen Sonne und Mistral. In einem Spalt leuchtet eine weiße Wand auf azurblauem Grund. Weiß und Azurblau, die beiden hiesigen Farben, von denen es nie genug gibt, immer zu wenig.

Einige Nähte sind schon geplatzt. Schreiben über gestern, das ganze große Gestern, ist wie ein Niederschreiben der Erinnerungen an ferne Jahre. Der letzte Tag in Paris, Samstag. Die Sonne fiel durchs Fenster, ich saß in meinem Lehnstuhl und schrieb einen Brief. Wie vor der Hinrichtung. Die Reisekisten und Koffer standen bereits verschnürt, mit Aufklebern der Linie Gdingen – Amerika und Aufschriften »Cristobal Colon – Panama«. Unsinn. Ich schreibe einen Brief an meine Mutter, es tut mir leid, und gleichzeitig wünsche ich mir ganz fest, sie mögen nur heute nicht kommen, um zu fragen, warum ich noch nicht für diesen »freiwilligen« Kredit unterschrieben habe. Uff, ich werd euch ein Panama¹ zeigen.

Gegen 12 Uhr kam Jacques. Die Arbeiter in seiner Fabrik und den Garagen hatten frei, wie gewöhnlich am Samstag. Er hat keinen gebeten, dieser Blutsauger. Er kam allein, mit dem Lastwagen der Fabrik. Zu zweit trugen wir die Sachen hinunter zum Wagen. Dann setzte er sich im leeren Zimmer, um ein wenig zu verschnaufen. Er überlegte eine Weile, dann sagte er: »Hör zu, wenn es dir dort schlecht gehen sollte, dann schreib. Ich werde dir irgendwie Geld für die Rückkehr schicken.« Sonst nichts. Nur zwei große Tränen standen in seinen Augen und rannen wieder zurück unter die Lider. Jacques ist immer sehr beherrscht. Ich drückte ihm die Hand.

Dann kam noch Robert, und zu dritt fuhren wir zum Gare de Lyon, um die Gepäckstücke aufzugeben. Später saßen wir im Bistro gegenüber bei einem Bier. Beide sprachen über Frankreich. Ich auch. Ich sagte ihnen, wie sehr ich das Land lieben gelernt hatte, und sie lobten meinen Entschluss wegzufahren. Das sagt eigentlich alles. Sie brachten mich bis vors Haus und fuhren rasch weiter. Ich blieb allein auf meinem Boulevard stehen, in der Junisonne. Ich ging keinen Wein mehr holen, nichts. Ein Vorübergehender sagte mir *bon jour*, die Grauhaarige aus dem vierten Stock

¹ Anspielung auf den französischen Finanzskandal in Zusammenhang mit der Errichtung des Panama-Kanals in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, gebräuchlich als Synonym für internationale Finanzaffären (Anm. des Übersetzers).

war bereits betrunken, wie immer am Samstag, und der verfettete Wachtelhund der dicken Bäckerleute inspizierte die Bäume. Und ich stand schon allein da, ganz allein.

[...]

Cannes, Dienstag

Abschied vom Meer, den ganzen Vormittag am Strand. Nach dem Mistral ist das Wasser kalt. Die Sonne brennt, ich spiele mit einem reizenden Hündchen. Es »fasst« begeistert die Wellen und möchte dauernd haben, dass man mit ihm im Wasser sitzt. Morgen zählt schon nicht mehr. Zollabfertigung, Lärm, eine Menschenmenge. Nach dem Mittagessen auf Liegestühlen im Garten der Pension. Noch Karten, noch Briefe, noch letzte Worte von hier. Ich bin nachdenklich und schweigsam.

Cannes, Mittwoch

Uff! Der ganze Vormittag wurde ruiniert durch das Warten auf den Lastwagen, der das Gepäck abholen sollte. Sie kamen endlich nach dem Essen. Ein mustergültiges Durcheinander. Die Zollabfertigung sollte um drei beginnen, sie begann um sechs. Der Agent der Linie Gdingen – Amerika wütet, ist aber zufrieden. Diesmal wird die »Jagiełło« ganz sicher kommen. Nach der ersten Fahrt mussten noch ein paar Reparaturen durchgeführt werden, und sie konnte nicht termingerecht von Genua auslaufen. Lärm. Gedränge vor der Zollabfertigung, Registrierung des Gepäcks.

Wieder werden irgendwelche Etiketten aufgeklebt, Zeichen mit Kreide gemalt. Mir ist alles egal. Meine bessere Hälfte übernimmt die Initiative, sie »verführt« die Zöllner und Träger, schreibt auf die Koffer. Wieder ist etwas zu bezahlen.

Ich bin ganz zerknittert von diesem Nachmittag. Im Zimmer gibt es nichts mehr. Alle Dinge, sogar die Handkoffer, sind im Zollkontor geblieben. Die letzten Nähte platzen. Die letzte Nacht. Nun aber wirklich.

TYGODNIK POWSZECHNY 1949, Nr. 25

IM MITTELMEER

»Jagiełło«, 25. Juni

Wieviele Jahre ist das her? Lichtjahre natürlich. Ich weiß nicht, ob die Narkose endete oder erst anfang. Zwischen »heute« und »morgen« ist schon

wieder ein ungeheurer Raum; bedeutend größer als das Mittelmeer, dessen Durchquerung wir gegen Abend beenden, um in Algier anzulegen.

Ich sitze im Liegestuhl. Ich habe sie gleich am Morgen gemietet und dank ihnen haben wir unseren eigenen kleinen Winkel in der Menge, die das Vorderdeck füllt. Der Tag ist trüb, die Sonne brennt wie durch Pauspapier, die ersten Delfine wirken stets fröhlich, tänzerisch. Wasser und Himmel draußen und drinnen.

Wir verließen die Pension um sieben Uhr früh. Hinter der ersten Biegung sahen wir sie. Sie lag vor dem Hafen vor Anker, gelb-weiß. »Ein bisschen klein, dieser Kahn«, sagte ich und verstummte. Ich ging mit gesenktem Kopf das Ufer entlang, horchte auf das Murmeln der Wellen und blickte von Zeit zu Zeit auf die »Jagietto«. Da ist sie; sie verschwindet nicht. Da hilft kein »ksch, ksch«. Sie liegt da und qualmt.

Wir kamen zum Hafen. Sie hatten noch nicht einmal damit begonnen, das Gepäck hinüberzuschaffen. Wir setzten uns auf eine Bordsteinkante im Schatten des Kasinos und warteten. Ich las die ganze Zeitung vom Vortag durch und sagte: »Weißt du, angeblich sollen 100 Gramm Butter auf die Karten BX ausgegeben werden« – und nichts. Ich dachte jedoch, es sei ein Skandal, in so einem geschichtsträchtigen Moment wegzufahren. Ich ging in die Stadt, kaufte für die letzten Francs Sonnenbrillen und eine weiße Mütze, kehrte zurück, und es tat sich immer noch nichts. Alles war ein wenig wie im Traum.

Erst gegen elf Uhr stellten wir uns in eine Schlange. Was soll's, die letzte Schlange! Wenn ich auch dort in irgendwelchen Schlangen stehen muss, melde ich mich unverzüglich als Kandidat für die erste Raumfahrt. Obwohl ich befürchte, dass man sich auch für diese Einschreibung in einer Schlange anstellen wird müssen. So sind nun einmal die »Tscheiten«, wie Helcia, unsere Haushaltshilfe, zu sagen pflegte.

Passkontrolle, Devisenkontrolle. Natürlich besitzt keiner auch nur einen Cent mehr als die erlaubten 50 Dollar pro Person. Wir fahren nur mit dem Schiffchen nach Bielany, auf ein Bierchen. Jegliche Kontrolle ist unter solchen Umständen ein Witz. So könnte zum Beispiel Romuś der Tischler unter den dreieinhalb Tonnen Holz, Hobeln, Feilen und anderem Werkzeug den gesamten Marshallplan übers Meer zurück bringen. Und ich bin nicht sicher, ob er Frankreich damit nicht einen großen Dienst erweisen würde. Wenigstens würden sie aufhören, auf die Amerikaner zu fluchen, auf amerikanische Waren zu warten und zu philosophieren, und sie würden endlich eine ehrliche Arbeit anpacken. Inzwischen streiken die einen, und

die anderen schwatzen und »retten« die Reste ihres Vermögens, indem sie es mit Hilfe solcher Leute nach Übersee schaffen.

[...]

Die Sonne brannte bereits, als wir uns im Hafenkutter verteilten. Plötzlich begann der Motor zu hämmern, und das Ufer bewegte sich. Wir standen ganz automatisch auf, wie beim Erklingen der Nationalhymne. Im Herzen spannt sich eine Saite, singt, gedehnt, immer dünner, zittert – und reißt schließlich. Aus den Augen schießen Tränen. Das ist Tradition. Das Ufer entfernte sich immer weiter, die Hafentore, von einer Meerwand verschlossen, näherten sich. Menschen an der Mole winkten mit Händen und Tüchern. Sie riefen. Durch Tränen hört man genauso schlecht wie mit Watte in den Ohren.

Nachdem wir aus dem Hafen ausgelaufen waren, herrschte für einen Moment völlige Leere. Der Faden zwischen mir und dem Land war bereits zerrissen, doch ich hatte noch nicht das Feld der Anziehungskraft des Schiffes erreicht. Erst als die gelbe Eisenwand über mir aufragte, war alles zu Ende. Wieder war ich irgendwo, hatte wieder einen neuen Bezugspunkt. Die Wirkung des Schiffes war in dieser Hinsicht wundertätig. In einem Moment vergaß ich alles. Ein Schiff hat etwas an sich, hat etwas Menschliches. Wie eine Person. Außerdem ist es ein Stück Boden, und auf der »Jagiello« noch dazu Heimatboden. Für Lokomotiven und Schiffe verspürte ich immer große Sympathie, weil sie für mich Geschöpfe der Technik darstellen, die schon völlig gezähmt sind. Und eine Lokomotive und ein Schiff ermöglichen einem in dieser Ära der Überschallgeschwindigkeit obendrein, sich langsam umzustellen. Musikalisch gesprochen, auf die ganze Phrase. Für den Fall einer Veränderung der Welt, des Lebens, und überhaupt aller Umstände, wäre eine Reise mit einem Flugzeug für mich eine Gewalttat, bedeutete eine Zerstörung meines Gewebes. Ich hätte Angst, dass ich das neue Leben schlecht oder gar nicht in den Griff bekommen könnte. Ich hätte ein »Loch«, so wie ein Mensch, der eine Gleichung zweiter Ordnung in Angriff nimmt, ohne die Gleichung erster Ordnung zu beherrschen.

Jetzt liege ich auf dem Deck, schwimme mit einer Geschwindigkeit von rund einem Dutzend Knoten pro Stunde dahin, beschließe, die kommenden Reisen mit Segelschiffen zurückzulegen, und denke dabei an Überschallflugzeuge. Eines der wichtigsten Instrumente in diesen Boliden ist der Höhenmesser. Für diese Maschinen ist die Erde bereits zu klein, nur mehr eine kleine Kugel. Wenn der Pilot mit einer solchen Geschwindigkeit geradeaus fliegt, riskiert er ständig, sich zu weit von der Erde zu entfernen,

weil ihm diese in Folge ihrer Kugelgestalt und ihres skandalös winzigen Ausmaßes ständig unter den Füßen entschwindet. Wenn ein Mensch in eine hermetische Kabine gesperrt wird, bedient er sich nicht mehr seiner Augen. Er fliegt, schießt, bombardiert »nach dem Radar«. Der geringste Defekt im Höhenmesser kann dazu führen, dass sich der Pilot längst auf halbem Weg zum Mond befindet und immer noch glaubt, er habe kaum die Stratosphäre erreicht. Man wird das »Gestern« einholen können. Zwischen Amerika und Europa sind sechs Stunden Zeitunterschied. Man fliegt am Freitag um ein Uhr morgens in Paris weg und landet in New York noch am Vortag, am Donnerstag um acht Uhr abends.

[...]

Vom Motorboot wurden wir von einem weiß gekleideten Steward auf die Treppe gezogen. Getümmel am Vorderdeck der dritten Klasse, jeder sorgt sich natürlich um seinen Plunder. Die Vorderluke steht offen, und die Sachen werden eingeladen. Die Ladekräne rasseln und pfeifen, alle Augenblicke schwingt ein Netz mit Habseligkeiten über die Bordwand. Das Beladen lenkt einer der »Unsrigen«. Er steht bei der Luke, breitet die Arme aus wie ein Dirigent und leitet das Orchester: »Feluś, langsamer, mit Gefühl, vorsichtig, das ist ein Piano, verdammt, das ist Gold wert.« Sie laden gerade die Bündel von Romuś ein. Der ist mit dem ersten Motorboot gekommen und führt sich schon auf wie ein alter Hase. Er rennt um die Luke herum, überwacht alles und ruft: »Herr Bolek, passen Sie auf, *atension!*« – »Keine Angst, in Venezuela bekommen Sie das alles als Nestlépulver – Feluś, noch ein Stückchen, langsamer!«

Das erfrischt. Noch ein wenig durch Tränen schaue ich zum Ufer hinüber, doch das neue Leben hat mich schon völlig gefangen genommen. Langsam verteilen sie uns. Die Sonne brennt, um das Schiff herum kreisen Kähne und Tretboote aus Cannes. Eine erlesen entblößte Frau und ein Bursche fragen von unten herauf (das hört man an der Stimme), wohin wir fahren, und sagen dann in nicht mehr ganz so gelangweiltem Ton: »Was seid ihr doch glücklich, dass ihr wegfahren könnt.« Ich habe langsam die Nase voll von diesen Anerkennungsbekundungen. Was ist mit dir geschehen, Mutter Europa? Sie holen den Anker ein. Die »Jagiełto« rührt sich, dreht sich ein wenig. Die Maschinen beginnen zu stampfen. Und wieder schiebt sich das Ufer dahin. Ich stehe lange da und starre auf das bläulich schimmernde, dunstige Grün und die weißen Häuser. Sie entfernen sich, verschwimmen und verschwinden.

[...]

Ich erwachte gegen 10 Uhr abends. Es schaukelte noch, doch ich fühlte mich schon besser. Dafür bot die Kabine einen surrealistischen Anblick. Die Reihen der Doppelpritschen waren bleich, als litten sie ebenfalls unter der Seekrankheit. Auf ihnen 144 reglose Männer, flach hingestreckt wie nicht aufgepumpte Schläuche. Von überall ragten riesige Füße hervor, zu einem »V« aufgestellt, wie tot. Die Stille einer Totenkammer, man hörte nicht einmal Atmen, nur das dumpfe Pochen der Wellen, die gleich nebenan gegen die Seiten des Kastens schlugen. Ein lautlos dahingleitender alter Steward, der Makkaroni in Tomatensauce aufwischte. In den Waschbecken ein Schlachtfeld. Sie waren von Makkaroni verstopft und voller Tomatensuppe. Das alles schaukelte und schwappte. Doch das beeindruckte mich nicht mehr. Ich nahm eine kalte Dusche mit Meerwasser und begab mich dann in den Speisesaal. Die Bar stand offen. Romuś war betrunken, und das kalte Bier, das ich mit ihm trank, stellte mich wieder auf die Beine. Ich dachte sogar mit einem gewissen Interesse an ein Stück Lammfleisch, doch dafür war es bereits zu spät. Ich ging noch einmal an Deck. Die Nacht war schwarz und der Wind kalt. Das Rauschen der vom Bug zerteilten Schollen des Wassers.

In der Nacht hörte es auf zu schaukeln. Am Morgen ist es bewölkt. Nun beginnt diese einzigartige Erholung, die einem eine Seereise verschafft. Es ist zwar ziemlich laut, weil das Vorderdeck nicht groß ist und wir über 300 Passagiere sind, aber trotzdem ist es wunderbar. Eine internationale Gesellschaft. Splitter eines zersprungenen Globus. Die Mehrheit sind Italiener und Spanier. Dazu von allem etwas: Ungarn, Rumänen, Bulgaren, Jugoslawen, Litauer, Österreicher, Tschechen und sogar eine Deutsche mit vier Kindern, sicher gezeugt auf Befehl. Alle sind blond und alle aus den Hitlerjahren. Sie selber ist auch ganz im Stil des Dritten Reiches. Eine Küchenkariatyde. Die Polen, das sind vier jüdische Ehepaare mit drei Kindern, ein Dentist, eine junge Jüdin, Romuś, ein Offizier aus dem Lager in Lille und wir. Romuś langweilt sich bereits, weil er gestern alles »auf diese Unwetter« ausgetrunken hat, und jetzt redet er erbarmungslos auf mich ein. Die Sonne kriecht langsam hinter den Wolken hervor, und es wird heiß. Abends sollen wir in Algier eintreffen.

[...]

ATLANTIK

»Jagiełło«, 28. Juni

Ein bewölkter und kühler Tag. Romcio hat sich gestern Abend aus Langeweile besoffen, und heute hat er einen entsetzlichen Kater. Er protzt mit seinen guten Beziehungen zur Besatzung, mit der er schon zur Hälfte per »du« ist (er sagt »du«, und sie sagen »Sie« zu ihm), und führt gelehrte Gespräche: »Bolek, wie viele fremde Sprachen sprichst du?« Der Matrose Bolek denkt eine Weile nach, zählt leise an den Fingern ab und antwortet schließlich: »Von der Ente, vom Ochsen, vom Truthahn, und von jedem meiner beiden Schuhe – macht insgesamt fünf, bester Herr Roman.« Romcio lacht, doch gleich darauf fragt er Bolek, ernst und fachmännisch, wie man sich am besten verhält, wenn das Schiff untergeht. Bolek hebt ein Stück Eisen vom Deck auf, drückt es Romcio in die Hand (Romcuś macht eine ernste Miene dazu) und sagt: »Sie suchen etwas ganz Schweres, nehmen es in die Hand und springen ins Wasser. Und Gott soll verhüten, dass Sie das Trumm auslassen. Das ist das Beste.«

Manchmal habe ich den Eindruck, dass ich wirklich auf dem Weg nach Bielany bin. Liebenswerte Burschen, unsrige, Kumpel. Gestern Nachmittag brachte Bolek meiner Frau Orangen und Kuchen vom Tisch der Herrschaften in der I. Klasse (oder vielleicht einfach seine?), Felek steckt mir ein Paket »Lucky Strike« in die Tasche, denn »warum sollen Sie ihnen so viel bezahlen – wir bekommen sie billiger«, und abends kommen sie, um zu plaudern und Geschichten zu erzählen. Alle schlagen wir uns in der Welt herum und werden alle vom Schicksal geschlagen.

Eine starke Bö. Die Mehrheit der Gesellschaft der III. Klasse liegt auf den Pritschen, sodass es auf Deck leerer ist. Morgen sollen wir in Madeira anlegen. Die Farbe des Meeres hat sich verändert, der Atlantik ist eher bläulich, wie Füllfedertinte. Die Mitgenossen beginnen sich grenzenlos zu langweilen. Die Frauen sind in eine wahre Waschmanie verfallen. Sie waschen absolut alles. Ich habe heute eine gesehen, die voll Pedanterie – schwarze Schnürsenkel wusch. Kaum ist etwas trocken, rennen sie, um es von neuem zu waschen. Bolek hat für die Kinder eine Schaukel gemacht, und das hatte eine Konzentration des Lärms zur Folge. Das ist am ermüdendsten.

[...]

»Jagiełło«, 1. Juli

Romcio und andere haben ausspioniert, dass wir um eine Änderung unse-

rer Verpflegung ansuchen können, und dann bekämen wir dasselbe Essen wie die polnische Besatzung. Romcio pirscht sich an mich heran und sagt: »Herr Boczkowski, gehen Sie in unserem Namen zum Intendanten und bitten Sie ihn, dass man uns wie Polen füttert. Heute gibt es Sauerampfer-suppe zu Mittag.« Dem bleibt auch nichts verborgen.

Aber ich selber habe auch schon genug von diesem italienischen Beton, weshalb ich mich gern bereit erklärte. Nach neun ging ich zum Intendanten. B. ist ein reizender Mensch – und das keineswegs deshalb, weil er sich erbötig machte, unser Menü zu ändern. Er ist ganz einfach wirklich nett. Wir sollen nun täglich eine polnische Suppe bekommen und zweimal in der Woche ein ganzes polnisches Menü. Um der Bedienung die Arbeit nicht zu erschweren, wird die ganze Gruppe von Polen getrennt essen, nach allen anderen. Dann lud mich B. für vier Uhr zu einem Drink ein.

[...]

Um vier ging ich zu B. auf einen Drink. Ein Cocktail, das Kabinenfenster stand offen, ein langes, gutes Gespräch. Wir unterhielten uns über Frankreich wie über eine alte Freundin. Es gibt wahrscheinlich kein anderes Land, über das man so sprechen könnte. Auch er kennt es sehr gut. Er hat dort studiert und ist eine Zeit lang in der *Chargeurs Réunis* gefahren. Außerdem versprach er mir, uns vielleicht hinter Venezuela in die II. Klasse zu verlegen. Gegen einen solchen sozialen Aufstieg hätte ich nichts einzuwenden. Abends Kino. Irgendein Film – zur Abwechslung aus den Anfängen der Karriere von Ingrid Bergmann. Sie haben ein ganz ansehnliches Filmmuseum auf unserer lieben »Jagietto«. Vielleicht könnten sie ja was mit Asta Nielsen, der Napierkowska oder der Smosarska zeigen? Etwas aus dem »Geheimnis der Haltestelle«, ein paar Couplets aus der »Aussätzigen« ... Ich verliere mich in Träumen.

»Jagietto«, 2. Juli

Herrliche Tage. Die Morgen sind bewölkt, dann klart es auf, es ist sonnig und das Meer glatt und veilchenblau. Immer mehr fliegende Fische. Sie steigen in ganzen Schwärmen auf, fliegen ein paar Dutzend Meter und fallen wieder ins Wasser. In der Sonne sehen sie aus wie Seifenblasen.

Um zwölf gingen wir zu B. und leerten zu dritt eine Flasche hervorragenden »Martini Rosso« mit Eis, und dazu trockenes Gebäck. Außer uns waren in der Kabine noch zwei bezaubernde Puppen von den kanarischen Inseln. Wir sogten uns voll mit der Stille. Daher nahmen wir auch die Ein-

ladung zum Nachmittagstee erfreut und dankbar an. Die Rückkehr von diesem Teil des Schiffes zum Vorderdeck ist niederschmetternd.

Romcio ist begeistert vom neuen Essen, er verbraucht doppelt so viel Servietten, und nur ich verderbe ihm dauernd den Appetit, denn wenn er sich zum x-ten Mal nimmt, sage ich: »Essen Sie nur, denn man weiß nie, wie es dort in Venezuela sein wird. Das ist vielleicht die letzte Gelegenheit. Dort herrscht angeblich Tuberkulose – da muss man ordentlich Kräfte sammeln. Na, noch ein Löffelchen Suppe.« Das verdirbt dann dem Ärmsten den Appetit – bis zum Abendessen. Solche Gedanken quälen ihn, und er liegt seufzend auf der Pritsche, und ich: »So übers Meer zu schwimmen ist ja ganz nett, aber was wird dann sein?« Romuś verfällt in Melancholie.

Leise sage ich mir dasselbe vor, aber der Gedanke daran bedrückt mich gar nicht, sondern versetzt mich im Gegenteil sogar in Erregung. Ich möchte meine Kräfte messen. Und vielleicht gelingt es mir endlich einmal im Leben, ein eigenes Dach über dem Kopf zu haben, eine Katze, einen Hund und einen Topf Suppe, in den mir keiner aus Sorge um mein Glück schauen kann.

Wenn mich Romcio, niedergedrückt von den Gedanken an die Zukunft, fragt: »Was wollen Sie denn eigentlich dort in Guatemala machen?«, antworte ich lachend: »Ich werde aufatmen.« Ich bin ja wirklich gespannt, ob es sich auf dieser Seite des Großen Wassers mit vielen Dingen auch schon so verhält wie mit den Geistern, das heißt, dass alle darüber reden und kaum einer sie gesehen hat (La Rochefoucauld über die Liebe). Der europäische Spiritismus ist mörderisch. Wie man einen Geist beschwören kann, ohne vorher einen heißen Schinken und eine Reihe anderer – Ektoplasmen heraufzubeschwören. Sogar die Franzosen werden zu gefährlichen Träumern.

Wunderbarer Tee bei B. Insgesamt gibt es wohl nichts Angenehmeres als kultivierte Einfachheit und Direktheit.

[...]

»Jagietto«, 7. Juli

Was für ein Abend! Die ältesten Kinder können sich an so etwas nicht erinnern. Wir gingen gestern gegen zehn auf den Ball. Die Nacht war heiß. Nachdem ich mich im »Majdanek« umgezogen hatte, kam ich trotz der leichten Tropenbekleidung auf Deck an wie direkt aus dem Dampfbad. In der Bar I saß B. mit zwei Offizieren und lud uns an seinen Tisch ein. Es wirkt schon wie eine Übertreibung, doch die beiden Offiziere, die wir

neu kennenlernten, waren wieder so sympathisch, dass wir uns schon nach fünf Minuten mit ihnen unterhielten wie mit alten Freunden. Was für eine feine Truppe ... Echte Exportqualität.

Die Bar war bereits voll, und wenn da nicht das leichte Schaukeln gewesen wäre, von Zeit zu Zeit unterbrochen durch ein stärkeres Neigen zur Seite, hätte man glauben können, wir wären in einem erlesenen Nachtlokal. Wir tranken süßen »Asti« vom Eis, das Orchester spielte, und Paare tanzten. Der Kapitän tanzt zu allem Überfluss noch sehr gut. Der Ingenieur erzählte uns von seinen Maschinen, und Kapitän R., der erste Offizier, erzählte von Italien und einer Italienerin. In der Zwischenzeit begutachteten wir die Kandidatinnen für die »Miss Jagiełło«, deren Wahl in dieser »Nacht der Antillen« stattfinden sollte. Die Schönheiten reichten »für den Hausgebrauch« und »für einen Regentag«. Wir stimmten für die Spanierin, die unsere Betten bezieht; es gab viel Geschrei und Getöse, vor allem, als bekannt wurde, dass angeblich die meisten Stimmen für ein französisches Kälbchen abgegeben wurden, das nicht einmal ordentlich auf seinen beiden dünnen Bambusstecken stehen konnte. Wir wollten die Spanierin forcieren, indem wir lautstark gegen Intrigen hinter den Kulissen protestierten, aber wer schert sich schon um die öffentliche Meinung. Die Französin wurde unter einem Hagel von Pfiffen und Protesten zur »Miss Jagiełło« ausgerufen. Erst als der Kapitän sie zum Tanz bat, brachte er dank seines Ansehens das wüste Geschrei von Italienern und Spaniern und einem Polen zum Schweigen. Dann wurden Confetti und Papierschlängen ausgeteilt. Nach kurzer Zeit war die ganze Bar in farbige Papierschleifen gehüllt. Ich fiel in den Sessel, kroch in mich hinein wie ein zusammenschiebbarer Gehstock und schaute. Erinnerungen an Bälle in früheren Zeiten überkamen mich, gefühlvoll und wehmütig. Vor den Fenstern rauschte das Meer, und hin und wieder wehte ein schärferer, heißer Luftzug herein. Der »Asti« vom Eis war süß, die »Morris« dufteten, das Licht wurde schummrig, und die von Papierschlängen umwickelten Paare drehten sich. Im Verein mit dem ganzen Tisch schoss ich Confettisalven auf den Kapitän ab und trank Wein.

B. schlug ein immer schärferes Tempo mit dem »Asti« ein und trank auf das Wohl der Polinnen. »Die Polinnen sind ja doch am schönsten«, wiederholte er hartnäckig. Er hat so eine hübsche Frau, dass ich nicht protestierte. Er kann ganz einfach keine andere Meinung vertreten. Kapitän R. verließ uns um zwölf, weil er schon um vier Uhr wieder Dienst hat, und wir blieben noch sitzen und leerten die vierte Flasche. Dann schlug B. noch einen Tee mit kleinem Imbiss in seiner Kabine vor. Wir machten es uns bei

ihm gemütlich, stellten möglichst viel Durchzug her (seit vier Tagen dreht sich alles um Durchzug) und plauderten. Tee, kalter Truthahn, trockenes Gebäck, Likör. Und wieder die schwarze Magie der Fenster, durch die die heiße Nacht hereindringt.

Ich dachte über diese Menschen nach, warum sie alle so sympathisch sind, so außergewöhnlich kultiviert und intelligent. Vielleicht deshalb, weil sie bei all ihrer Arbeit die Möglichkeit zur Kontemplation haben, zum ruhigen Gedankenaustausch mit sich selber, zu durchgelüfteten, vom Wind durchwehten Gedanken, und weil sie nicht von diesem sogenannten Intellektualismus zusammengequetscht werden, der oft dazu führt, dass man in den Köpfen anderer zu lausen beginnt, dass man auf unangenehm feuchte Weise (wie verschwitzte Hände) »Fragestellungen« und »Probleme« durchhechelt.

[...]

»Jagiełło«, 8. Juli

Seit dem Morgen herrschen Geschäftigkeit und Aufgeregtheit. Zur Sicherheit blieb ich bei meinen Handkoffern, die unter der Pritsche stehen, und schrieb im »Majdanek« Briefe. Es ist immer besser abzuwarten, bis die Gesellschaft zusammengepackt hat und ihre Koffer schließt.

Gegen zwölf Uhr mittags ging ich an Deck. Im Nebel zeichneten sich die Umrisse von Bergen ab. Südamerika. Zum ersten Mal seit der Abfahrt verspürte ich so etwas wie Bangigkeit. Ich drückte mich gegen die Reling, starrte auf das entfernte Land und bebte. Ich fühlte mich schrecklich einsam, schutzlos. Ich tastete nach der Geldbörse in der Tasche. 180 Dollar. Das ist alles. Und zwei Hände. Kolumbus befand sich in einer um vieles besseren Lage.

Die Berge kamen näher. Zwischen dem dunklen Grün der Hänge, manchmal fast schwarz, fremd und hart, flammten die Feuer roter Felsen auf. Dichte, fleischige Wolken verhüllten die Gipfel.

Der Haufen schwitzte und war erregt. Die Leute hatten sich sonntäglich angezogen, wollene Kleidung, Krawatten, Hüte, bei einer Temperatur wie in einem Kesselhaus. Das Deck war vollgestellt mit Koffern und Kisten. Uff, wie gut, dass ich weiter fahre, dass ich noch nicht aussteigen muss. In dieser Menge, diesem Gedränge. Zur Essenszeit machten wir uns auf den Weg zum größten Hafen von Venezuela, La Guaira.

»Jagiełło«, 14. Juli

Vormittags packen wir. Nur durch das kleine Fenster der Kabine sehe ich manchmal das Ufer, manchmal irgendwelche Felsen. Nach drei Wochen Aufenthalt auf einem Schiff von Bord zu gehen ist so, wie wenn man sein Zuhause verlässt. Das Essen schmeckt uns nicht, und wir sind schlechter Laune. Gegen zwei Uhr nachmittags taucht ein langgestreckter Wellenbrecher vor der Einfahrt zum Hafen von Colon auf, wo auch die Einfahrt in den Panamakanal beginnt. Wir legen an der Reede an. Eine Verkörperung der amerikanischen Sicherheit betritt das Schiff und prüft sorgfältig die Pässe aller Aussteigenden. Der Mann notiert, schreibt, stempelt, fragt, für wie lange etc. Erst dann legen wir an der Mole an. B. kam zu uns und sagte, es mache keinen Sinn, schon heute von Bord zu gehen, weil wir heute ohnehin nichts mehr erledigen könnten, warum sollten wir dann für das teure Hotel in Colon bezahlen. Besser morgen früh. Ich hätte ihn am liebsten umarmt. Also ist es noch nicht so weit, heute gehen wir noch in die Stadt, als wäre nichts dabei, erst morgen. Am Morgen geht es immer rascher. Jedenfalls laden wir gleich unsere schweren Sachen aus und lassen sie beim Zoll. Hier ist es ganz anders als in La Guaira. Etwa ein Dutzend Personen verlässt das Schiff, es herrschen Ruhe und Ordnung.

Colon befindet sich im Bereich der *Canal Zone* und steht zur Gänze unter amerikanischer Verwaltung. Das Zollamt, die Lager, der Hafen – überall Amerikaner. In den Lagerhallen und beim Entladen sind Schwarze beschäftigt. Wir stellen unsere Habseligkeiten in der Zollhalle auf, und nach einer Weile kommt ein amerikanischer Zöllner. Er beugt sich darüber, liest die Namen auf den Aufklebern und sagt auf polnisch: »Da seid ihr ja Polen? Wo fahrt ihr hin?« Er reicht uns die Hand, stellt sich vor, heißt uns freundlich willkommen. Er öffnet die Koffer nur der Ordnung halber, während er sich die ganze Zeit mit uns unterhält, und erteilt uns praktische Ratschläge, dann klebt er seine Marken drauf. Er spricht ausgezeichnet polnisch. Er erklärt uns, was wir morgen tun müssen. »Ihr habt es gut getroffen, denn die ›Veragua‹ läuft übermorgen nach Guatemala aus, da müsst ihr dort nicht lange auf eure Sachen warten.« Wir verabschieden uns herzlich von ihm. Man fühlt sich ganz heimisch in diesem Panama. Mir tut es direkt leid, dass sie mir nichts beschlagnahmt haben, denn dann würde ich mich überhaupt fühlen wie in Zbąszyn.

Langsam geht die Sonne unter. Wir wandern auf einer langen und breiten, von hohen Palmen gesäumten Promenade in Richtung Stadt. Links sind Wiesen, auf denen gemähtes Gras trocknet. Der vorabendliche Geruch

von Heu, ganz normalem Heu. Kein Geruch von Orchideen und anderen Wundern. Es wird von zwei Bauern in Strohhütten zusammengereicht. Ich rufe »Gott zum Gruß« zu ihnen hinüber, und sie nicken mir aus der Ferne freundlich zu. Es ist gar nicht so heiß. In der Julidämmerung ist es bei uns manchmal heißer. Panama? Stille, manchmal quietscht ein Auto, Grillen zirpen. Erst in der Stadt kommt mir langsam der Verdacht, dass das hier doch Panama ist und nicht Tomaszów Lubelski. Obwohl Colon selber nicht größer ist. Farbige Häuser, die meisten aus Holz gebaut, oder doch zur Hälfte, und mit Vordächern. Das ist sehr praktisch, denn wenn es regnet, kann man durch die ganze Stadt ohne Schirm spazieren. Die Stimmung, die Farben, der Stil der Häuser und Hütten sind so wie in den Cowboyfilmen. Wir trinken »Coca-Cola«, und ich erwarte, dass jeden Moment die Verfolger von Bloody Bill durch die Straße gejagt kommen und einen schrecklichen Lärm vollführen, wenn sie aus ihren hundertschüssigen Trommelrevolvern feuern. Doch insgesamt ist es sehr angenehm, irgendwie bekannt, familiär. Es gefällt uns sehr gut. Wir suchen das Büro von *Pan American, United Fruit Company* – wenn wir morgen endgültig aussteigen, dann jedenfalls nicht mehr ganz ins Unbekannte. B. hatte eine gute Idee.

Nach dem Abendessen schauen wir zu, wie Proviant eingeladen wird. Die »Jagielko« nimmt hier frische Vorräte auf. B. überwacht das Entladen von Äpfeln und bietet uns welche an. Aus Kanada, saftig und kalt. Dann lange Stunden mit Kapitän R. im Steuerraum. Er holt Himmelskarten heraus und erklärt sie uns. »Sie können eigentlich von allem ein Modell in einem bestimmten Maßstab anfertigen. Nur vom Weltall kann man keinen Maßstab machen. Denn wenn man die Welt als Kügelchen von drei Zentimetern Durchmesser darstellte, müsste man den nächsten Stern, Alpha Zentaurus, natürlich in derselben Größenordnung, ungefähr 100.000 Kilometer entfernt von der drei Zentimeter messenden Erde anbringen.« Der Himmel ist von Sternen übersät, und ich schaue auf den Alpha Zentaurus. Ich bin schrecklich traurig. Wir haben nicht nur das Schiff lieb gewonnen, sondern auch die Menschen darauf. Ich bin ihnen dafür sehr dankbar. Das ist der letzte Abend. Und morgen die letzte Etappe.

TYGODNIK POWSZECHNY 1950, Nr. 2

Guatemala, 16. Juli

Der Morgen ist bewölkt und heiß. Wir setzen uns in ein Taxi und fahren zum Flughafen. Die Stadt ist noch schläfrig, sie gähnt und beginnt sich zu

regen. Echter Frieden. Vielleicht wirkt gerade dieser »echte Frieden« seit gestern am stärksten auf mich. Denn dort, weit weg, läuft in den kleinen Städten und Städtchen alles genauso ab wie hier: Die Menschen erwachen, sie gähnen, und es ist ebenfalls friedlich. Doch tief drinnen spürt man etwas, was einen nicht ganz an die Echtheit dieses Friedens glauben lässt. Der Kaufmann, der seinen Laden öffnet, tut das mit einer Langsamkeit, die nicht gespielt ist, und wer weiß – vielleicht befällt ihn tatsächlich um vier Uhr nachmittags ein Gefühl der Langeweile, echter Langeweile.

Wir kommen zum Flughafen. Wir geben die Koffer auf und warten. Die Wolken hängen tief, und die startenden Flugzeuge verschwinden fast auf der Stelle in ihnen. Viertel nach acht besteigen wir unsere viermotorige Maschine. Außer uns steigen nur noch drei Personen ein, und sie ist leer. Anfangs weiß ich nicht, wie das kommt, dass es hier so frisch und angenehm ist. Aha, es ist *air conditioned* oder wie man das nennt. Eine praktische Erfindung. Im Flugzeug herrscht eine Temperatur wie an einem Frühlingmorgen. Die beiden Stewardessen in azurblauen Uniformen sind bezaubernd. Zwei Annes aus Avonley. Sie kauen Kaugummi, bieten uns welchen an, schließen die Sicherheitsgurte, weisen freundlich darauf hin, nun die Zigarette auszumachen. Die Motoren springen einer nach dem anderen an, und wir rollen zum Start. Bremsen, Vollgas. Der Gigant reißt sich los, springt. Motorenprobe. Dann verwandelt sich der Asphalt immer rascher in eine formlose Masse, die Bäume und Häuser rasen immer schneller vorbei, bleiben langsam zurück und verschwinden. An den Fenstern fliegen Wolkenfetzen vorüber, verjagt von den Propellern. Es ist grau. Es rüttelt etwas. Das rote Lämpchen erlischt, man darf rauchen. Die große Kabine wird langsam wieder hell. Die Sonne. Zerzauste, herrliche, plastische Wolken auf saphirblauem Grund, in verschiedenen Höhen hängend. Unten der Pazifik und die Küste. Man sieht Wellenkämme, gleichmäßig wie Ackerschollen. Sie erscheinen reglos. Breite Schaumkragen, auch sie reglos, rings um Felsen und Inseln. Plötzlich verschwindet das alles, und wieder bleibt nur der Himmel übrig, grenzenloses Saphirblau, mit weißen Wolken besät. Was für Formen! Man möchte sie in die Hand nehmen und streicheln! Wieder ist unten die Küste. Alle Variationen von Grün. Dieser Flug ist wie der schönste Traum. Wir tauchen in Wolken, ein Herbsttag geht zu Ende. Es rüttelt. Hart wie über Katzenkopfpflaster. Wir geraten in einen Wolkenbruch. Der Regen peitscht.

Ich schaue die »Bibliothek« durch, die in der Tasche des Sitzes steckt. Alle Drucksachen werden sehr appetitlich dargeboten. Ein Fahrplan. Ich

werde ganz wirr im Kopf. Angesichts dessen erscheint die Route Panama – Guatemala, die sich irgendwo in der Mitte einer ganzen Kolonne von Port of Spain bis New Orleans versteckt, geradezu wie eine Fahrt in die Vorstadt. Gar nicht zu reden von den Kapiteln, in denen man in einem Atemzug liest: USA – Hawaii – Philippines – Japan – China – Hongkong – Siam – India. Um 10.15 sollen wir in Managua landen, der Hauptstadt von Nicaragua, um 12.15 in San Salvador und um 13.10 schon in Guatemala. Das ist eindeutig zu kurz. Dazu die englisch-spanischen Routen. Und noch vier Postkarten, aber nicht komplett, denn es fehlt ein vorbereiteter Text: »Unnötiges streichen«. Da muss sich der Mensch ja abmühen und eine Karte schreiben. Offenbar nimmt man nicht genug Rücksicht auf den Zeitmangel der Passagiere. Außerdem ein Blatt, betitelt: *Mr. Manager – I have a suggestion!* So etwas wie ein Briefkasten für Vorschläge. Als die azurblaue Uniform sieht, dass ich diese Publikation aufmerksam studiere, kommt sie gleich her und fragt, ob wir Illustrierte anschauen möchten.

»Natürlich«, antworte ich, »aber habt ihr keine Karte, nach der man sich zumindest ungefähr orientieren könnte, über welchem Land, See oder Vulkan wir gerade fliegen?«

Das Mädchen ist sichtbar ratlos.

»Karte?«

»Ja, Karte.«

»Nein, so etwas haben wir nicht.«

Sie sieht mich ein wenig an wie einen Narren oder bestenfalls ein Original. Offenbar weil ich es wage, noch nicht jener sprichwörtliche Floh zu sein, der so viel Genauigkeit in seine Sprünge legt, dass er keine Zeit hat, zwischen ihnen zu denken. Mir kommt der letzte erschütternde Brief von Saint-Exupéry in den Sinn. Jedenfalls nehme ich das Blatt *Mr. Manager – I have a suggestion* und schreibe den Vorschlag hin, die Zeitschriften durch Skizzen der Route zu ergänzen, die das jeweilige Flugzeug von *Pan American* fliegt. Mit kurzen Erläuterungen. *Because I do not want to be a flea*, beende ich meine Ausführungen, die ich mit demselben Gefühl der Wichtigkeit unterschreibe, mit dem Mr. Micawber seine berühmten Briefe unterzeichnet hat.

Unter uns die Erde. Alle Augenblicke tauchen aus dem Meer von Grün abgeflachte Krater von Vulkanen auf, wie gigantische Bombentrichter. Spuren eines göttlichen Bombardements. Einige sind mit Wasser gefüllt. Runde, gleichmäßige Seen mit gelbgrüner, schwarzer, violetter, hellblauer Oberfläche. Verschiedenfarbige Augen, in Ringen faltiger, dunkler Haut

aus erkalteter Lava. Das ist Costa-Rica. Wir fliegen über einen See in Nicaragua. Eine blassgrüne, herrliche Fläche, übersät mit grünen Punkten von Inseln. Man sieht Managua. Wir landen. Als ich das Flugzeug verlasse, um mir die Beine zu vertreten, habe ich den Eindruck, ich sei in einen Backofen geraten. Die Sonne brennt, und es herrscht brüllende Hitze. Die Mauern des Flughafens, die Wägelchen, die Flugzeuge, alles zittert in der erhitzten Luft. Eine Betriebsamkeit und Bewegung wie auf einer Bahnstation in der Provinz. Jemand steigt ein wie in eine Straßenbahn. Wir fliegen weiter. Wieder Trichter von Vulkanen im Grün. Sie hocken hier in ganzen Familien. Hier beginnt das Weltende. Wenn alle auf einmal zu atmen beginnen, wenn in diesem Konzert der Schwerindustrie die Arbeitslosigkeit endet und die Hochöfen von neuem angefacht werden. Angesichts dieses Landstrichs schlummernder, konzentrierter Kraft erscheint die Atombombe wie eine Knallbüchse.

Gegen 12 Uhr wird ein *lunch* gereicht. Auf einem kleinen Tablett aus Pappe, auf Tellern und in Bechern aus Papier. Heiße Bouillon, eine kleine Portion Fleisch, irgendein Salat, kleine Stückchen Käse, Konfitüre, Bonbons, Schokolade, Keks, Kaffee. Die Portionen scheinen für Liliputaner gedacht, doch als ich alles der Reihe nach verzehrt habe, bin ich satt. Eine unwahrscheinliche Konzentration von Kalorien. Pünktlich um 12.15 landen wir in San Salvador. Neuerlich verlasse ich das Flugzeug, kehre jedoch rasch wieder zurück. Ein Siemens-Martin-Ofen, nicht San Salvador. Sie brauchen hier wahrscheinlich den Kaffee gar nicht zu rösten. Der röstet von allein auf den Sträuchern. Doch nach einer Weile schalten sie im Flugzeug die »bedingte Luft« (wie?) aus, und ich beginne unbarmherzig zu schwitzen. Hinter San Salvador verlöscht die Sonne, wir fliegen wieder durch Wolken. Es wird kühler. Nach einer halben Stunde gehen wir tiefer. Das ist schon Guatemala. Der Flughafen zwischen ausladenden Zypressen, ein wenig im Stil von Zakopane. Es ist kühl und riecht nach Nadeln und Bergen. Ich steige langsam die Treppe hinunter. Der Traum ist geplatzt, das Märchen zu Ende.

TYGODNIK POWSZECHNY 1950, Nr.7

© by Wydawnictwo Interim
Aus dem Polnischen von Martin Pollack